

Damaris Nübling

Auf der Suche nach dem idealen Eigennamen

Zusammenfassung: Fragen nach der idealen Form und Struktur von Eigennamen werden nur selten gestellt. Dabei erfüllt der Eigenname – wie alle Wortarten – spezifische Funktionen, die ihrerseits, so die hier vertretene These, spezifische Strukturprinzipien am Wort selbst bewirken. Damit überlässt der ideale Eigenname seine Identifikationsfunktion nicht nur Kontext und/oder Pragmatik, sondern markiert diese auf seiner Ausdrucksseite. Nach der Diskussion der wichtigsten Funktionen und Strukturen der (idealen) Eigennamen werden vier Fälle von Eigennamenwandel vorgestellt: Die (formale) Dissoziation zwischen dem Eigennamen und seinem entsprechenden Appellativ, das Wirken volksetymologischer Umformungen, die Herausbildung des prototypischen schwedischen zweigliedrigen Familiennamens vom Typ *Stenkvist* 'Steinzweig' und schließlich die Schaffung gänzlich neuer Eigennamen am Beispiel von Produktnamen. Anhand dieser Fälle wird überprüft, inwiefern die sich wandelnden Eigennamen ihren hier postulierten Idealen näherkommen.

Abstract: This article deals with the rarely examined topic of the ideal structure of proper names. Proper names fulfill very specific functions which on their part produce specific formal structures in the word itself. This supports the hypothesis that propriality is already indicated at the expression level of the ideal proper name and not only by the context or by pragmatics. After the discussion of the most important functions and structures of the ideal proper name, four cases of proper name changes are presented: the (formal) dissociation between the proper name and its corresponding appellative, the secondary motivation or folk etymology, the development of the (proto-)typical Swedish bipartite family name of the type *Stenkvist* 'stone branch' and, finally, the creation of completely new proper names using the example of trade names. An examination of these cases will be used to test to what extent the developing proper names approach their postulated ideals.

I. Einleitung

Die Linguistik hat sich bisher wenig mit Fragen nach der optimalen Struktur von Eigennamen befasst. Dies kann in dem Sonderstatus begründet sein, den die Eigennamen gegenüber den anderen Wortarten gleich in mehrfacher Hinsicht aufweisen: So werden Eigennamen oft nicht zum Sprachsystem im engeren Sinn gezählt, was sich unter anderem in der Tatsache niederschlägt, dass sie in Wörterbüchern nicht (oder nur sehr rudimentär) aufgeführt wer-

den. Des Weiteren entziehen sich die Eigennamen (neben Interjektionen) als einzige Wortart¹ der orthographischen Normierung. Neben diesem orthographischen Sonderverhalten sind auch prosodische, phonologische, phonotaktische, morphologische, syntaktische und akzentuelle Abweichungen von der üblichen Lexik gang und gäbe. Schließlich scheinen sich Eigennamen nicht gerade durch besonders dynamischen Sprachwandel auszuzeichnen, anhand dessen sich erkennen ließe, in welche Richtung sie sich entwickeln und welches 'Ideal' sie anstreben. In diesem Beitrag sollen typische, das heißt häufig vorkommende Strukturprinzipien von Eigennamen ausfindig gemacht werden. Anschließend soll anhand von vier Beispielen von Eigennamen-Wandel aufgezeigt werden, dass diese Strukturprinzipien auch tatsächlich erzeugt werden. Da davon auszugehen ist, dass eine formale Organisation immer auch funktional motiviert ist, soll im Folgenden skizziert werden, worin die wichtigsten Eigennamen-Funktionen bestehen.

II. Eigennamenfunktionen

Die wesentliche Funktion von Eigennamen besteht bekanntlich in ihrer direkten Referenz auf ein einzelnes Objekt (Monoreferentialität). Dagegen bezeichnen ihre nächsten Verwandten und (meist) diachronen Vorgänger, die Appellative, mittels ihrer semantischen Merkmale eine ganze Klasse von Gegenständen (siehe Abbildung 1). Hier kann eine eindeutige Referenz nur mithilfe weiterer Angaben erzielt werden, das heißt mittels Indikatoren, Relativsätzen, Attributen etc. In jedem Fall ist die Referenz auf ein Einzelobjekt mit Appellativen immer mit einem Mehr an sprachlichem Aufwand verbunden². Der Bedarf der Sprachen an einer Wortart mit einer strikten 1:1-Beziehung zwischen Ausdruck und Referenzobjekt scheint so groß zu sein, dass Eigennamen zu den wenigen sprachlichen Universalien gehören³. Damit die strikte Monoreferentialität der Eigennamen auch gewährleistet bleibt, sollte als oberstes Prinzip Distinktivität zu erwarten sein, das heißt, Homonymie sowohl mit anderen Eigennamen als auch mit Appellativen sollte nicht zu den proprialen Idealeigenschaften gehören.

¹ Üblicherweise werden Eigennamen zusammen mit Appellativen unter die Wortklasse der Substantive subsumiert. Wenn im Folgenden dennoch von der Wortart der Eigennamen gesprochen wird, so in diesem eingeschränkten Sinn.

² Hierzu O. Werner, in: L. Heilmann (Hg.), Proceedings of the 11th. Int. Congress of Linguistics 1972, II, S. 171-187.

³ Siehe H. Kalverkämper, Textlinguistik der Eigennamen.

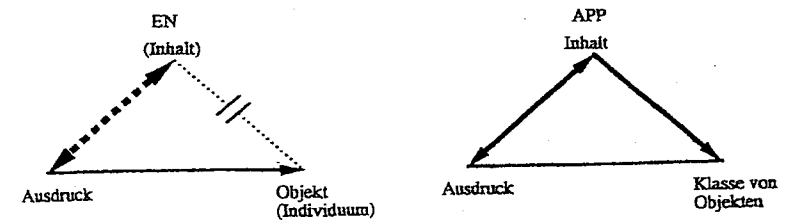


Abbildung 1: Die unterschiedlichen Referenzleistungen von Eigennamen und Appellativen.

Zur Bedeutung des grob gestrichelten Pfeils in Abbildung 1 (unter 'EN') ist zu bemerken, dass viele Eigennamen noch über mehr oder weniger deutliche transparente Strukturen verfügen, die auf ihre appellativische Herkunft hinweisen. Wie diese Strukturen im Einzelnen beschaffen sind, soll in Kapitel III. thematisiert werden. Fest steht, dass dieses latente lexikalisch-semantische (Rest-)Potential in der Regel keinen Motivationsbezug zum tatsächlich denotierten Referenzobjekt hat (eine Lehrerin kann *Schneider* heißen oder eine Stadt *Feldberg*). Diese Blockade wird durch die unterbrochene gepunktete Linie symbolisiert. Stattdessen verläuft bei den Eigennamen die Referenz direkt vom Ausdruck zum (Einzel-)Objekt (siehe den dicken durchgezogenen Pfeil).

Weitere Eigennamen-Funktionen ergeben sich zum Beispiel speziell bei den Rufnamen, die im Gegensatz zu Toponymen und Familiennamen nicht automatisch tradiert werden, sondern (im Deutschen) von den Eltern aus einem festen Inventar gewählt und vergeben werden. Neben der eindeutigen Bezeichnung spielen hier soziokulturelle Faktoren wie Traditionen und Namenmoden herein, Wünsche der Eltern für das Kind, ebenso euphonische, ästhetische und andere Gesichtspunkte⁴. Ebenso zeichnen sich Produktnamen durch spezifische Funktionen aus, die Thema bei E. Ronneber-

⁴ Hierzu siehe ausführlich W. Seibicke, Die Personennamen im Deutschen; F. Debus, in: H.P. Althaus et al. (Hgg.), Lexikon der Germanistischen Linguistik, I, S. 187-198; K. Kunze, Namenkunde.

ger-Sibold⁵ sind und dort in Kapitel 5.4 zur Sprache kommen. Um die Übersichtlichkeit zu wahren, werden im Folgenden vor allem Orts- und Familiennamen behandelt.

Welche Gegenstände mit einem Eigennamen versehen werden und welche nicht, dürfte zum einen stark mit dem Nahbereich der Sprecher zusammenhängen. Alle die Gegenstände, die im unmittelbaren Erfahrungsbereich liegen, erhalten oft einen Eigennamen: Siedlungen, Straßen, Häuser, Gewässer, Berge etc. und natürlich Personen, doch auch Haustiere bis hin zum eigenen Fahrrad oder Auto. Zum anderen referiert man mit Eigennamen auch auf entfernt(er)e Gegenstände (*Mururoa, Nanking, Jelzin*) – jeweils vom Deutschen aus betrachtet. Hier spielt die Häufigkeit ihrer Thematisierung eine Rolle. Der gemeinsame Nenner aller propriäl symbolisierten Gegenstände dürfte damit die Frequenz sein, mit der sie versprachlicht werden.

Dass es sich bei einem Wort um einen Eigennamen und nicht um ein Appellativ handelt, kann über unterschiedliche Strategien markiert werden. So ist der Kontext ein wichtiger Indikator für Eigennamen, wie dies die Arbeit "Textlinguistik der Eigennamen" von H. Kalverkämper deutlich macht. Familiennamen werden etwa oft mit dem vorangestellten sogenannten Höflichkeits-Lexomorphem *Frau* beziehungsweise *Herr* verwendet (*Frau/Herr Schneider*), was einer Verwechslung mit der appellativischen Berufsbezeichnung vorbeugt (und außerdem die Information der Geschlechtszugehörigkeit liefert). Des Weiteren zeichnen sich Eigennamen durch ein besonderes morphologisches und syntaktisches Verhalten aus. Zu ersterem gehört etwa die durchgehende Pluralbildung auf *-s* (*die Manns, die Müllers*), während die entsprechenden Appellative von neun unterschiedlichen Pluralallomorphen Gebrauch machen (hier: *die Männer*: Umlaut + *-er*; *die Müller*: Nullallomorph). Zum besonderen syntaktischen Verhalten gehört die alte Genitivstellung des Eigennamens: *Münsters Sehenswürdigkeiten* (vorangestellter Genitiv, kein Artikel → Eigennamen) vs. *die Sehenswürdigkeiten des Münsters* (nachgestellter Genitiv, definiter Artikel → Appellativ); ebenso (*Frau/Herrn*) *Schneiders Talente* (→ Eigennamen) vs. *die Talente des Schneiders* (→ Appellativ). Auch der Einsatz spezifischer Präpositionen kann disambiguieren: *sie geht nach Münster* (*nach* → Eigennamen) vs. *sie geht ins*

⁵ In: K. Teržan-Kopecky (Hg.), Sammelband des II. Internationalen Symposiums zur Natürlichkeitstheorie.

Münster (*in* + Artikel → Appellativ). Von solchen morphologischen, syntaktischen, textlinguistischen und pragmatischen Faktoren wollen wir jedoch im Folgenden gerade absehen. Stattdessen soll das Augenmerk auf das propriale Sprachzeichen selbst gerichtet werden. Es wird die These vertreten, dass der ideale Eigennamen seine Proprialität bereits am Wort selbst anzeigt, das heißt, er markiert seinen Status auf seiner Ausdrucksseite und überlässt seine Identifizierung nicht primär dem Kontext. Proprialität kann dabei – wie die folgenden Abschnitte zeigen – über ein ganzes Spektrum unterschiedlicher Techniken markiert werden.

III. Ideale Strukturprinzipien des Eigennamens

Der Etikettencharakter von Eigennamen lässt theoretisch die Möglichkeit zu, jedem zu benennenden Gegenstand eine willkürliche Zahlen- und/oder Buchstabensequenz zuzuordnen. Dieses Prinzip gilt weitgehend für die Autokennzeichen; bezüglich der Ortsnamen ist es in den Postleitzahlen realisiert und bezüglich von Personen in der Personennummer jedes Schweden, ohne die der behördliche Alltag undenkbar wäre. Doch findet ein solches System fast nur im graphischen Medium und auch dort nur unter ganz bestimmten Bedingungen Verwendung. Abgesehen von der zu großen Länge dieser viestelligen Zahlenkombinationen mangelt es an Distinktivität (es handelt sich ja nur um ein Zehnerinventar von 0 bis 9) und an Transparenz; unser Gehirn wäre mit der Memorierung Hunderter willkürlicher und außerdem langer Zahlenfolgen (und/oder Buchstabenfolgen) hoffnungslos überfordert. Wie man aus eigener Erfahrung weiß, bilden Eigennamen ohnehin diejenige Wortart, die unser Gehirn am stärksten belastet: Ihre Memorierung bereitet Probleme, und man vergisst sie auch leicht, gerade wenn man sie nicht öfter gebraucht⁶. Adjektive oder Verben sind hiervon ungleich seltener betroffen. Vor diesem Hintergrund sollte zu erwarten sein, dass der ideale Eigennamen in irgendeiner Form an bereits bestehende bekannte Strukturen anknüpft. Solche Formen von Transparenz finden sich tatsächlich massenhaft, wenn man die deutschen Ortsnamen und Familiennamen betrachtet.

⁶ Hierzu sieh G. Koß, Lili 17, Heft 65 (1987) S. 24-37.

1. Im Spannungsfeld zwischen Motivierbarkeit, Transparenz und Opakheit: Partielle Transparenz als präferierter Prototyp

Im deutschen Postleitzahlen-Buch gibt es erstaunlicherweise kaum Ortsnamen, die mit geläufigen hochsprachlichen Appellativen homonym sind. Das heißt, Proprialität scheint tatsächlich schon am Wortkörper selbst markiert zu werden. Ähnliches gilt auch für die Familiennamen, wenngleich nicht in diesem Ausmaß. Doch gibt es relativ wenige Beispiele (wie zum Beispiel *Schneider, Mann*), wo im konkreten Satzzusammenhang eine echte Verwechslungsmöglichkeit bestünde. Bei der folgenden Unterscheidung der Propria-Strukturen sei betont, dass zwischen den einzelnen Techniken graduelle Verhältnisse herrschen, das heißt, es werden nur einige besonders dominante und häufige Typen herausgegriffen⁷.

Typ (1): Motivierbarkeit: Appellatives Material mit potentiell sinnvoller Bedeutung

Toponymischer Prototyp: *Neustadt*. Es gibt nur wenige Toponyme, die aus rein appellativischem Material bestehen und die aufgrund dieser appellativen Bedeutung der Identifizierung (oder auch nur der Charakterisierung) ihres Referenzobjekts dienen. Eines der wenigen Beispiele hierfür ist *Neustadt*, das synchron eine sinnvolle Bedeutung ergibt und meist zwar keine neue Stadt, doch einen neuen Stadtteil bezeichnet. Um *Neustadt* als Eigenname zu verstehen, ist der Hörer tatsächlich auf die kontextuelle Disambiguierung angewiesen (z.B. *ich gehe nach Neustadt* vs. *ich gehe in die Neustadt*).

Anthroponymischer Prototyp: *Mann*. Auch unter den Familiennamen sind echte Homophonien und -graphien mit Appellativen, die zu Missverständnissen führen könnten, relativ selten (*Mann, Dame, Herr*). Zwar bilden die Berufsbezeichnungen die größte Gruppe und damit ein gewisses Gefahrenpotential (*Schneider, Koch*), doch zeigt sich bei einem Blick auf die häufigsten Familiennamen⁸, dass es die darin enthaltenen Berufe beziehungsweise Berufsbezeichnungen entweder überhaupt nicht mehr gibt (*Meier, Schulze,*

⁷ Hierzu sieh W. Fleischer, in: *Onomastica Slavogermanica* V, S. 35-44; D. Nübling, in: U. Doleschal - A. Thornton, *Extragrammatical and Marginal Morphology* (im Druck).

⁸ Zu den Häufigkeiten der deutschen Familiennamen sieh H. Walther, *Der Sprachdienst* 21 (1977), S. 145-150; W. Seibicke, *Die Personennamen*; G. Koß, *Namenforschung*; K. Kunze, *Namenkunde*, S. 66.

Huber, Hoffmann) oder nur noch so selten, dass bei ihrer Nennung primär der Eigenname assoziiert wird (*Müller, Fischer*).

Typ (2): Volle Transparenz: Appellatives Material ohne sinnvolle Bedeutung

Toponymischer Prototyp: *Würzburg*. Bei diesem häufig vertretenen Typ kommen die einzelnen Morphe zwar je auch als Appellativ vor, doch ergibt ihre Kombination auf der Inhaltsseite keinen potentiellen Sinn und erst recht keinen potentiellen Bezug zum Referenzobjekt⁹: Mit der Vorstellung 'würzen/Gewürz' und 'Burg' kann man keine deutsche Stadt identifizieren. Hier besteht also nur rein formale, morphotaktische Transparenz. Für diesen Typ lassen sich viele Beispiele finden. Die folgenden nehmen im Grad ihrer potentiellen Interpretierbarkeit ab: *Mannheim, Regensburg, Würzburg, Salzburg, Meerbusch* und so weiter. Simplizia dieser Art sind *Wasser, Essen* oder *Siegen*.

Anthroponymischer Prototyp: *Neumann*. Hierunter fallen viele einstige Adjektive (ehemalige Beinamen) wie *Klein, Jung, Braun, Schwarz* oder Tierbezeichnungen wie *Fuchs, Wolf, Vogel*. Eine mögliche Identifikation (shilfe) der Person ist ausgeschlossen. Auch Komposita wie *Neumann, Hofmann, Braun-/Weißmüller, Beckenbauer, Dosenbach* etc. sind häufig.

Typ (3): Partielle Transparenz: Formal leicht veränderte Appellativik (Dissoziationen)

Toponymischer Prototyp: *Eich-stätt*. Während bisher keine sicht- beziehungsweise hörbaren Unterschiede zwischen den Eigennamen und den Appellativen bestanden, kommt es bei diesem Eigennamentyp - auf die Standardsprache bezogen - zu leichten formalen Veränderungen (Dissoziationen) auf der Ausdrucksseite. Trotz dieser Dissoziationen besteht noch ein deutlicher Bezug zum entsprechenden Appellativ: *Eich-stätt* ~ *Eiche* + *Stadt*.

Anthroponymischer Prototyp: *Schmitt/Schmidt/Schmitz*. Diese drei häufigen Familiennamen enthalten, wieder auf die Standardsprache bezogen, zum einen den Bezug auf das Appellativ *Schmied* [ʃmi:t], doch markieren sie

⁹ Partielle Motivation findet sich jedoch in sogenannten Gattungseigennamen; hierzu sieh R. Harweg, in: H. Seiler (Hg.), *Allgemeine Sprachwissenschaft*, XXX 1983, S. 157-171.

durch leichte formale Abweichungen den Eigennamenstatus: Vokalkürze und deren graphische Markierung durch Verdoppelung des Folgekonsonanten (wobei im Fall von *Schmidt* eine seltene und damit markierte graphotaktische Verbindung vorliegt), Schreibung der Auslautverhärtung und – im Fall von *Schmitz* – Erweiterung des Wortes durch [-s] <z>.

Dieser Eigennamentyp ist sowohl bei Siedlungs- als auch bei Familiennamen extrem häufig vertreten und breit gefächert und dürfte dem idealen Eigennamen nahekommen.

Die Dissoziationen zwischen Eigenname und Appellativ resultieren zu meist aus dem Kontrast Dialekt – Standardsprache (viele Formen sind also aus dialektaler Perspektive vollkommen regulär) und betreffen die folgenden Ebenen (wobei die Dissoziationen auch für die nachfolgenden Techniken gelten):

- **Unterschiede in der Akzentposition:** *Stein-kirchen* (EN) vs. (*die*) *Stéin-kirche* (APP), *-háusen*, *-wáld*, *-hófen*, *-fêlden*, *-háfen*; auffälligerweise sind von dieser prosodischen Abweichung hauptsächlich zweisilbige Endglieder betroffen, viel seltener jedoch deren einsilbigen Korrelate *-kirch*, *-haus*, *-wald*, *-hof*, *-feld* (und *-heim*). Dass diese charakteristische Letztgliedbetonung noch produktiv ist, zeigt der künstliche (literarische) Eigenname *Entenháusen* aus den Donald-Duck-Comics. Abweichungen von der Erstsilbenbetonung finden sich besonders häufig in Ruf- und Produktnamen. Anthroponym: *Ímhof* (EN) vs. *im Hóf* (appellativisches Syntagma); auch hier differiert der Eigenname vom entsprechenden appellativischen Syntagma, in diesem Fall durch den Initialakzent.
- **Apokopen (und andere segmentale Kürzungen):** *Ulm* (~ *Ulme*), *Stein-kirch* (~ *Kirche*), *Stutt-gart* (~ *Stute* [u:], *Garten*); *Beck*, *Pfarr*, *Haas*.
- **Erweiterungen**, zum Beispiel durch erstarrte Flexive wie *-(e)n* (*-kírchen*, *-háusen*, *-fêlden*) oder *-s* (*Schmitz*, *Craemers*), durch Wortbildungssuffixe (*Birkle*) oder regelrechte (top)onymische Suffixe: *Schilf-a*, *Stein-a*, *Weid-a*¹⁰.
- **(leichte) phonologische Abweichungen:** *Stutt(-gart)* [u] ~ *Stute* [u:], *-bruck* ~ *Brücke*; *Schmidt/Schmitt* [i] ~ *Schmied* [i:], *Möller* [œ] ~ *Müller* [ʏ] etc.

¹⁰ Hierzu sieh W. Fleischer – I. Barz, Wortbildung, S. 195.

- **volle Vokale in neben-/unbetonten Silben:** Dieses Prinzip wird ganz besonders von den Ruf- und Produktnamen (*Katharina*, *Eduscho*) favorisiert, doch auch von Familien- und Siedlungsnamen (s.o.: *Schilf* etc.). Für die Appellativik ist für die Nebensilben [ə] kennzeichnend (abgesehen von Fremdwörtern).
- **phonotaktische (und/oder graphotaktische) Abweichungen:** *Gmünd*, *Köln*, *Wremen*, *Velpke*; *Zschocke*, *Pscherer*, *Mnich*, *Gsell*, *Gmelin*, *Kneidl*.
- **graphische Abweichungen:** Prinzipielle Großschreibung des Eigennamens, oft auch von nichtsubstantivischen Teilen¹¹; Dehnungs-<e>: *Soest* [o:], *Buer* [u:]; Umlaut-<e> statt Trema: *Mueller*, *Moeller*, *Goethe*, *Craemer*; <e> statt <ä>: *-stett*, *Becker*; <ss> statt <ß>: *Neuss*, *Weiss*; <ui> → [y(:)]: *Duisburg*; <ai/ay/ey> → [ai]: *Maier/Mayer/Meyer*; <ow> → [o(:)]: *Bühlow*; <th> → [t]: *Fürth*, *Bayreuth*, *-thal*, *Wirth*; <c> → [ts]: *Celle*; <c> → [k]: *Cuxhaven*, *Cottbus*; *Craemer*; graphotaktische Abweichungen wie Doppelschreibung von Konsonanten nach Diphthong (*Auggen*) oder einem weiteren Konsonanten (*Württemberg*), ebenso <Mayr>, <Baur> statt <Mayer>, <Bauer>; Zusammenschreibung von Zusammenrückungen: *Andermatt*, *Vomstein*. Zuweilen gelten andere Graphem-Phonem-Korrespondenzen.
- **morphologische/lexikalische Abweichungen:** Oft zeichnen sich transparente Eigennamen-Komposita durch die Abwesenheit von Fugenelementen, Unflektiertheit des adjektivischen Erstglieds oder synchron nicht übliche Derivations- und Flexionsmorpheme aus (s. auch oben unter 'Erweiterungen'): *Gutfleisch*, *Gutgsell*, *Lindemann*, *Grütmacher*, *Gutenkunst*. Diminutivsuffixe wie *-li(n)*, *-le*, *-el*, *(e)ke(n)*, *-icke*, *-gen* sind nur aus verschiedenen Dialekten bekannt, ebenso Lexeme wie *Hafner*, *Töpfer*, *Pöttner*.

Eine systematische Aufstellung und Analyse solcher Dissoziationen wurde bis heute nicht geleistet, was mit der vorwiegend am Einzelwort orientierten und etymologisch ausgerichteten Onomastik zusammenhängt. Ansätze hierzu

¹¹ Eine neuere Erscheinung besonders in Produkt- und Firmennamen ist die Großschreibung von Morphemen innerhalb eines Wortes: *BahnCard*, *MediaMarkt* (sieh A. Mengel, in: M. Kohrt – K. Robering (Hgg.), Vom Buchstaben zum Text, S. 19-33).

durch leichte formale Abweichungen den Eigennamenstatus: Vokalkürze und deren graphische Markierung durch Verdoppelung des Folgekonsonanten (wobei im Fall von *Schmidt* eine seltene und damit markierte graphotaktische Verbindung vorliegt), Schreibung der Auslautverhärtung und – im Fall von *Schmitz* – Erweiterung des Wortes durch *-[s]* <z>.

Dieser Eigennamentyp ist sowohl bei Siedlungs- als auch bei Familiennamen extrem häufig vertreten und breit gefächert und dürfte dem idealen Eigennamen nahekommen.

Die Dissoziationen zwischen Eigennamen und Appellativ resultieren zumeist aus dem Kontrast Dialekt – Standardsprache (viele Formen sind also aus dialektaler Perspektive vollkommen regulär) und betreffen die folgenden Ebenen (wobei die Dissoziationen auch für die nachfolgenden Techniken gelten):

- **Unterschiede in der Akzentposition:** *Stein-kirchen* (EN) vs. *(die) Stéin-kirche* (APP), *-háusen*, *-wáldé*, *-hófen*, *-félden*, *-háfn*; auffälligerweise sind von dieser prosodischen Abweichung hauptsächlich zweisilbige Endglieder betroffen, viel seltener jedoch deren einsilbigen Korrelate *-kirch*, *-haus*, *-wald*, *-hof*, *-feld* (und *-heim*). Dass diese charakteristische Letztgliedbetonung noch produktiv ist, zeigt der künstliche (literarische) Eigennamen *Entenháusen* aus den Donald-Duck-Comics. Abweichungen von der Erstsilbenbetonung finden sich besonders häufig in Ruf- und Produktnamen. Anthroponym: *Ímhof* (EN) vs. *im Hóf* (appellatives Syntagma); auch hier differiert der Eigennamen vom entsprechenden appellativen Syntagma, in diesem Fall durch der Initialakzent.
- **Apokopen (und andere segmentale Kürzungen):** *U'm* (~ *Ulme*), *Stein-kirch* (~ *Kirche*), *Stutt-gart* (~ *Stute* [u:], *Garten*); *Beck*, *Pfarr*, *Haas*.
- **Erweiterungen**, zum Beispiel durch erstarrte Flexive wie *-(e)n* (*-kirchen*, *-háusen*, *-félden*) oder *-s* (*Schmitz*, *Craemers*), durch Wortbildungssuffixe (*Birkle*) oder regelrechte (top)onymische Suffixe: *Schilf-a*, *Stein-a*, *Weid-a*¹⁰.
- **(leichte) phonologische Abweichungen:** *Stutt(-gar)* [u] ~ *Stute* [u:], *-bruck* ~ *Brücke*; *Schmidt/Schmitt* [i] ~ *Schmied* [i:], *Möller* [œ] ~ *Müller* [y] etc.

¹⁰ Hierzu siehe W. Fleischer – I. Barz, Wortbildung, S. 195.

- **volle Vokale in neben-/unbetonten Silben:** Dieses Prinzip wird ganz besonders von den Ruf- und Produktnamen (*Katharina*, *Eduscho*) favorisiert, doch auch von Familien- und Siedlungsnamen (s.o.: *Schilfa* etc.). Für die Appellativik ist für die Nebensilben [ə] kennzeichnend (abgesehen von Fremdwörtern).
- **phonotaktische (und/oder graphotaktische) Abweichungen:** *Gmünd*, *Köln*, *Wremen*, *Velpke*; *Zschocke*, *Pscherer*, *Mnich*, *Gsell*, *Gmelin*, *Kneidl*.
- **graphische Abweichungen:** Prinzipielle Großschreibung des Eigennamens, oft auch von nichtsubstantivischen Teilen¹¹; Dehnungs-<e>: *Soest* [o:], *Buer* [u:]; Umlaut-<e> statt Trema: *Mueller*, *Moeller*. *Goethe*, *Craemer*; <e> statt <ä>: *-stett*, *Becker*; <ss> statt <ß>: *Neuss*, *Weiss*; <ui> → [y(:)]: *Duisburg*; <ai/ay/ey> → [ai]: *Maiert/Mayer/Meyer*; <ow> → [o(:)]: *Bühlw*; <th> → [t]: *Fürth*, *Bayreuth*. *-thal*, *Wirth*; <c> → [ts]: *Celle*; <c> → [k]: *Cuxhaven*, *Cottbus*; *Craemer*; graphotaktische Abweichungen wie Doppelschreibung von Konsonanten nach Diphthong (*Auggen*) oder einem weiteren Konsonanten (*Württemberg*), ebenso <Mayr>, <Baur> statt <Mayer>, <Bauer>; Zusammenschreibung von Zusammenrückungen: *Andermatt*, *Vomstein*. Zuweilen gelten andere Graphem-Phonem-Korrespondenzen.
- **morphologische/lexikalische Abweichungen:** Oft zeichnen sich transparente Eigennamen-Komposita durch die Abwesenheit von Fugenelementen, Unflektiertheit des adjektivischen Erstglieds oder synchron nicht übliche Derivations- und Flexionsmorpheme aus (s. auch oben unter 'Erweiterungen'): *Gutfleisch*, *Gutgsell*, *Lindemann*, *Grütmacher*, *Gutenkunst*. Diminutivsuffixe wie *-li(n)*, *-le*, *-el*, *(e)ke(n)*, *-icke*, *-gen* sind nur aus verschiedenen Dialekten bekannt, ebenso Lexeme wie *Hafner*, *Töpfer*, *Pöttner*.

Eine systematische Aufstellung und Analyse solcher Dissoziationen wurde bis heute nicht geleistet, was mit der vorwiegend am Einzelwort orientierten und etymologisch ausgerichteten Onomastik zusammenhängt. Ansätze hierzu

¹¹ Eine neuere Erscheinung besonders in Produkt- und Firmennamen ist die Großschreibung von Morphemen innerhalb eines Wortes: *BahnCard*, *MediaMarkt* (siehe A. Mengel, in: M. Kohrt – K. Robering (Hgg.), Vom Buchstaben zum Text, S. 19-33).

finden sich jedoch bei W. Fleischer, O. Leys, F. Debus, H. Kalverkämper und O. Werner¹².

Typ (4): Semitransparenz: Kombination von (evt. veränderten) appellativischen mit nichtappellativischen Morphen

Toponymischer Prototyp: Gelsen-kirchen. Auch dieser Typ ist im Postleitzahlen-Verzeichnis reich und in vielen Facetten belegt. Hier ist das Stadium der Semitransparenz eingetreten, die einen Typ der partiellen Transparenz darstellt: Während mindestens ein Morph noch an die Appellativik anschließt (hier: *-kirchen* ~ *Kirche*), ist das andere Morph opak und von der Appellativik abgekoppelt (hier: *Gelsen-* '?'). Typische und sehr häufige Endglieder sind *-häusern*, *-feld/-földen*, *-kirch/-kirchen*, *-hof/-höfen*, *-heim* etc. Die opaken Erstglieder *Gelsen-*, *Bam-*, *Ham-*, *Hom-* etc. sind mit unikalenen Morphen wie *Him-* in *Himbeere* zu vergleichen, die keine Bedeutung (mehr) tragen, sondern eine bloße Bedeutungsunterscheidung bewirken.

Häufig ist auch der dreigliedrige Typ *Obergrombach*, das heißt, vor das semitransparente *Grombach* stellt sich ein weiteres, transparentes Erstglied, *Ober-*. In solchen Fällen handelt es sich fast immer um relative Adjektive, die sogar meist einen realen Hinweis auf das Referenzobjekt enthalten, das heißt, motiviert sein können: *Ober-*, *Nieder-*, *Unter-*, *Groß-*, *Klein-*, *Langen-*, *Neu-*, *Alt-*. Prinzipiell scheint die Peripherie eines morphologisch komplexen (das heißt mindestens dreigliedrigen) Toponyms eher der Appellativik nahezustehen (*Ober-*, *-bach*), während das Zentrum eher durch Opakheit gekennzeichnet ist (*-grom-*).

Anthroponymischer Prototyp: Lehmann. Auch hier ist der semitransparente Typ stark vertreten, und auch hier tendiert eher das Letztglied zu Transparenz: So lassen sich ganze Reihen mit *-mann* (*Leh-*, *Heine-*, *Huwer-*, *Klins-*, *Kullmann*) oder *-müller* (nebst Allographien) zusammenstellen.

¹² W. Fleischer, WZUL 13 (1964) S. 369-378; O. Leys, BNF NF 1 (1966) S. 113-123; F. Debus, in: H.P. Althaus et al. (Hgg.), Lexikon der Germanistischen Linguistik, I, S. 187-198; H. Kalverkämper, Textlinguistik der Eigennamen; O. Werner, in: E. Eichler et al. (Hgg.), Namenforschung, S. 476-484.

Typ (5): Totale Opakheit: Volle Arbitrarität des Ausdrucks

Toponymischer Prototyp: Köln. Hier ist der Endpunkt der Skala erreicht. Der Eigename ist vollkommen von der Appellativik abgekoppelt. Meist ist Opakheit auch mit morphologischer Eingliedrigkeit gekoppelt: *Köln*, *Worms*, *Bonn*. Es fällt auf, dass dieser Eigennamentyp mit deutlich mehr Kürze verbunden ist als der partiell oder total transparente (das heißt, der lange und opake Typ *Tolsterglope* kommt selten vor). Oft resultieren opake Toponyme aus nichtdeutschen Substraten, das heißt, hier bestanden nie – auf das Deutsche bezogen – appellativische Strukturen.

Anthroponymischer Prototyp: Stratz. Auch bei den Familiennamen fällt grundsätzlich auf, dass totale Opakheit oft mit ausdrucksseitiger Kürze gekoppelt ist (*Klepsch*, *Haug*, *Krambs*).

Der Begriff der Opakheit bezieht sich hier primär auf die Relation des Eigennamens zur Appellativik. Doch ist durchaus denkbar, dass ein solchermaßen opaker Eigename zum Beispiel einen anderen Eigennamen enthält (wie etwa Ortsnamen oft Gewässer-, Berg- oder Rufnamen enthalten; sieh Kap. III.2). In solchen Fällen besteht für den Benutzer durchaus eine Anbindung an bekannte Strukturen und damit eine Memorierungsstütze.

Resultat: Partielle Transparenz/Semitransparenz als (häufigster) Prototyp

Es sei noch einmal betont, dass wegen der Gradualität zwischen diesen fünf skizzierten Typen eine eindeutige Zuordnung von Eigennamen nicht immer möglich ist. Oft vereinen Eigennamen auch mehrere dieser Verfahren gleichzeitig (z.B. *Garmisch-Partenkirchen*). Zusammenfassend ist festzustellen, dass echte Kollisionen mit den Appellativen (d.h. Typ 1) äußerst selten sind, besonders im Fall der Toponyme. Selbst wenn Eigennamenbildungen mit rein appellativischen Bestandteilen vorliegen, verhindert die Gesamtbedeutung meist eine potentielle appellativische Interpretation. Auch das Gegenstück zu Typ 1, die totale Opakheit (Typ 5), kann nicht als der Prototyp angesehen werden, wenngleich Typ 5 deutlich häufiger vorkommt als Typ 1. Die große Masse der Orts- und Familiennamen bewegt sich zwischen diesen beiden Polen im großen Bereich der partiellen Transparenz und Semitransparenz; hierdurch entgehen sie potentieller Verwechslungsgefahr mit den Appellativen und nutzen gleichzeitig deren Bekanntheit; diese erleichtert – wichtiges Kriterium bei Eigennamen – die Speicherung.

2. Verarbeitung von anderen Eigennamen: Integration proprialen Materials

Toponymischer Prototyp: Rheinhausen. Es kommt oft vor, dass – meist in Kombination mit den unter III.1. genannten Verfahren – andere Propria (meist Toponyme oder Anthroponyme) in Toponymen weiterverarbeitet werden: *Rhein* → *Rheinhausen*, *Rheinfelden*, *Rheineck*, *Rheine links der Ems*; *Wilhelm* → *Wilhelmshafen*, *Ludwig* → *Ludwigshafen*, *Karl* → *Karlsruhe*. Auch hier lassen sich unterschiedliche Transparenzgrade feststellen: *Sigmaringen*¹³, *Gundelfingen* < *Gundolfingen*. Der verwendete Eigenname befindet sich dabei meist am Anfang des Wortes und außerdem im Genitiv (*Wilhelmshafen*).

Anthroponymischer Prototyp: Heinzius, Adenauer. In noch größerem Umfang nutzen Familiennamen anderes, bereits vorhandenes onymisches Material: Sehr häufig kommen Rufnamen als Familiennamen (*Werner*, *Hermann*) oder zumindest in Familiennamen verarbeitet vor (*Peter/Peters/Petersen*, *Jacob/Jacobi/Jacobs/Jacobsen*, *Heinzius*). Auch die Herkunftsnamen haben den heutigen Familiennamen einen hohen Gehalt an toponymischer Substanz beschert (oft mit dem Ableitungssuffix *-er*): *Adenauer*, *Mannheimer*, *Elsässer*, *Föhrenbach(er)*; mit Apokope: *Hess*, *Preuß*, *Böhm*, *Sachs*. Auch hier können jeweils Opakisierungen vorkommen.

3. Verwendung spezifisch onymischer Morphe

Toponymischer Prototyp: Tüb-ingen. Besondere Beachtung verdienen spezifische sogenannte onymische (auch: onomastische) Morph(em): Diese lassen sich synchron nicht (mehr) an Appellative anschließen. Doch kehren sie als häufiger und typischer Bestandteil in Eigennamen wieder, das heißt, es liegt eine gewisse Frequenz und oft sogar 'Produktivität' vor (das heißt, sie können beispielsweise durch Volksetymologie geschaffen werden; siehe Kap. VI.2.). Beispiele für solche (top)onymischen Morphe sind *-ach*, *-itz*, *-a*, *-ow* [o:], *-ikon* (Schweiz), *-wang*, *-holt* und insbesondere *-ing(en)*, das von diesen Morphen das bekannteste und frequenteste sein dürfte (*Tübingen*, *Überlingen*, *Freising*). Diese onymischen Morphe – übrigens immer Suffixe –

enthalten keine lexikalischen Bedeutungsreste (mehr), sondern zeigen lediglich an, dass es sich um einen Siedlungsnamen handelt; damit transportieren sie extrem kategorielle Informationen. Die unter III.1. genannten Strategien (1) bis (5) markierten Proprialität, indem enthaltene Appellativik verfremdet wird und/oder keinen potentiellen Sinn ergibt, das heißt, hier ist es die Abweichung, die funktionalisiert wird. Mit den onymischen Suffixen wird Proprialität jedoch nicht nur durch den Abstand zur Appellativik markiert, sondern eigens materialisiert. Dieses onymische Verfahren wird außerordentlich häufig verwendet und darf nicht mit nichtappellativischen singulären (unikalen) Eigennamen-Elementen verwechselt werden wie *Tüb-* in *Tübingen* oder *Lörr-* in *Lörrach*. Nur *-ingen* beziehungsweise *-ach* kodieren hier jeweils die (top)onymische Information.

Dass es sich bei den onymischen Morphen immer um Suffixe handelt, bestätigt wieder die Prominenz des Wortendes, an dem der Eigennamenstatus besonders markiert wird. Typisch onymische Präfixe oder Erstglieder scheinen dagegen viel seltener zu sein. Damit enthalten auch Eigennamen morphologische Hierarchien: Es scheint immer das Letztglied zu sein, das die wichtige Eigennameninformation kodiert beziehungsweise diese – falls schon das Erstglied opak ist – definitiv zum Ausdruck bringt. Für diese hierarchischen Eigennamenstrukturen spricht auch das besondere Abkürzungsverfahren für längere Städtenamen (etwa auf Autobahnschildern), bei denen ausgerechnet das Letztglied ausgeschrieben wird: <K'lautern, D'dorf> (*Kaiserslautern*, *Düsseldorf*). Auch in der Wortbildung herrschen präterminierende Strukturen, das heißt, das letzte Morph entscheidet über die Kategorie.

Anthroponymischer Prototyp: Claa-sen. Auch bei den Familiennamen gibt es spezifische Suffixe, die die Information 'Familiennamen' kodieren: Das bekannteste dürfte das Suffix *-sen* sein (oder *-son*, oft auch zu *-s* reduziert), das sich an einen noch mehr oder weniger erkennbaren männlichen Rufnamen heftet: *Claasen* (~ *Klaus*), *Andersen* (~ *Andreas*), *Petersen*, *Christiansen* (hier mit Paenultimabetonung im Deutschen). Eine synchrone Anbindungsmöglichkeit an *Sohn* [zo:n] besteht nicht mehr. Bei den Rufnamen sind häufig Bildungen auf *-i* zu verzeichnen (*Gabi*, *Uschi*), die einen ähnli-

¹³ Zum Zweifel an hierin enthaltenem **Sigimar* beziehungsweise generell an der Verarbeitung von Personen- in Ortsnamen siehe Th. Vennemann, BNF NF 34 (1999) S. 295ff.

chen Status innehaben¹⁴. In jedem Fall gilt auch für das Anthroponym – immer auf das Deutsche bezogen – die Prominenz des Letztglieds.

4. Morphologische Eingliedrigkeit

Im Gegensatz zu Appellativen, die mittels ihres semantischen Potentials die Referenz auf eine Klasse (z.B. *Haus*) leisten und mit entsprechender Kombinatorik auch Subklassen davon bezeichnen können (*Hochhaus*, *Gartenhaus*), müssen Eigennamen keine Informationen über ihr Objekt enthalten, sondern es lediglich identifizieren. Daher werden sie oft mit bloßen Etiketten verglichen. Dieser Etikettencharakter sollte vermuten lassen, dass morphologische Komplexität bei Eigennamen afunktional ist. Es sollte zu erwarten sein, dass die von der Appellativik ererbten polymorphematischen Strukturen abgebaut werden und in einen monomorphematischen Ausdruck übergehen. Der ideale Eigenname sollte daher morphologisch eingliedrig sein. Tatsächlich lassen sich solche Entwicklungen sehr häufig beobachten: Die Junktoren zwischen den Morphen fallen, morphologische Grenzen werden zugunsten von syllabischer Segmentierung aufgegeben (*Irmines-wert* > *Erm-schwert*), und Assimilationen bis hin zu radikalen Verschmelzungen und Reduktionen wird freier Lauf gelassen. So etwa geht das opake Erstglied von *Homburg* auf das Adjektiv *hōhen* zurück: *(zer) *hōhen Burg*; nach Löschung der Junktur vor *Burg* und Synkope des unbetonten [ə] wurde das -n durch regressiven Einfluss von bilabialem *b* zu *m* assimiliert, der Akzent von *Burg* aufgegeben und das lange *ō* gekürzt. Das opake Erstglied von *Gelsenkirchen* geht möglicherweise auf **Gele-stēn*- 'Gelbstein-' zurück. Noch stärkere Univerbierungsprozesse setzt *Bottrop* voraus, das auf and. (1092) *Borghthorpe* < **Borhthorpe* (Gaubezeichnung + 'Dorf') zurückgeführt wird (ähnlich *Höchst* < *Hostat*, *Hochstedin* 'hoch liegende Stadt'). Der Familienname *Göpfert* basiert auf dem zweigliedrigen Rufnamen *Gottfried*. Beispiele für solche Opakisierungen, Monomorphematisierungen und Kürzungen lassen sich zuhauf finden. Doch ist zu bedenken, dass partielle Transparenz aus Memorierungsgründen durchaus erwünscht sein kann. Hier können also Konflikte zwischen verschiedenen Parametern entstehen.

¹⁴ Die häufige Rufnamenverkürzung vom Typ *Gabriele* > *Gab-i* sorgt für eine Minimierung des langen, opaken Ausdrucks und schafft dabei gleichzeitig etwas mehr Transparenz durch das onymische, hypokoristische Suffix -i. Zu solchen Bildungen siehe R. Wimmer, *Der Eigenname im Deutschen*, S. 48ff.

5. Optimale Wortlänge

Die Sprache leistet sich Eigennamen, um eine direkte und damit möglichst schnelle Referenz auf ein oft versprachlichtes Objekt zu ermöglichen, das heißt, umfangreiche definite Beschreibungen sollen damit gerade vermieden werden. Um den schnellen Zugriff zu gewährleisten, sollten Eigennamen möglichst kurz sein, das heißt, bei einer bis zwei Silben liegen. Tatsächlich findet sich dieses Prinzip oft bestätigt, besonders dann, wenn man die Bezeichnungen von Städten durch ihre Einwohner selbst hört: Selbstverständlich werden beide *Frankfurts* jeweils ohne ihren differenzierenden Zusatz *am Main* beziehungsweise *an der Oder* verwendet. Doch auch für den eigentlichen Eigennamen selbst bestehen oft besonders kurze Formen: So lautet die Stadt *Oberursel* bei ihren Bewohnern [ɔ(ʊ)ʃl]; entsprechend wird *Mannheim* zu *Mannem* [manəm], *Müllheim* zu *Mülle* [mʏlə] etc. Besonders oft fallen die transparenten adjektivischen Erstglieder fort wie *Ober-* (siehe *Oberursel* > *Ursel*), *Nieder-*, *Unter-*, *Alt-*, *Neu-* etc. Sie erhöhen zwar die Distinktivität und ermöglichen die eindeutige Identifizierung, doch kommt dieser Vorteil nur dann zum Tragen, wenn jemand mit vielen oder gar sämtlichen deutschen Städtenamen zu tun hat wie zum Beispiel die Post oder eben diejenigen, die im Postleitzahlen-Verzeichnis nach einem ganz bestimmten Ort suchen. Ähnliches lässt sich bei Anthroponymen feststellen: Doppelte Familiennamen werden im Alltag, also bei höherer Gebrauchsfrequenz, auf einen reduziert, Doppelrufnamen abgekürzt (*Hans-Joachim* → *Hajo*, *Jochen*, *Hans* etc.). Auch längere eingliedrige Rufnamen erfahren Reduktionen zur Zwei- oder Einsilbigkeit: *Gabriele* > *Gabi*, *Christine* > *Chris*.

Wie besonders die Beispiele zu den Städtenamen zeigen, geht mit den tokenfrequenten Kurzformen ein großer Teil an Transparenz verloren, das heißt, der Vorteil der schnellen Referenz (nebst Energieersparnis) wird durch erschwerte Memorierbarkeit erkaufte. Dieser Preis ist jedoch bezahlbar, da hohe Gebrauchsfrequenz prinzipiell die Speicherung auch opaker Einheiten erleichtert.

Stichproben aus dem Postleitzahlen-Verzeichnis haben zu dem deutlichen Resultat geführt, dass die vollkommen opaken Toponyme in der Regel kürzer sind als die semitransparenten oder gar die volltransparenten (*Bonn*, *Köln*, *Worms* vs. *Gelsenkirchen*, *Rheinhausen* vs. *Oberburgkirchen*). Das heißt, der (Kompetenz-) Nachteil der schwereren Memorierbarkeit scheint

durch den (Performanz-) Vorteil des kürzeren Ausdrucks aufgewogen zu werden. Es wäre zu überprüfen, ob ein kurzer, opaker Eigenname leichter zu memorieren ist als ein langer, (semi-)transparenter.

IV. Der ideale Eigenname im Spannungsfeld zwischen Transparenz + Länge und Opakheit + Kürze

Wie verschiedentlich deutlich wurde, kann eine Optimierung sämtlicher Parameter zu Konflikten führen. Dies lässt sich mit Abbildung 2 verdeutlichen. Sie zeigt, dass gleiche Effekte auf unterschiedliche Weise erzielt werden: So fördert einerseits Transparenz (jedoch meist gekoppelt mit Länge) die Memorierbarkeit des Eigennamens, andererseits tut dies aber auch ein kurzer Ausdruck (der wiederum meist mit Opakheit gekoppelt ist, doch oft auch mit höherer Frequenz). Ebenso schafft Opakheit durch den Abstand zur Appellativik ein (bei Eigennamen wichtiges) erhöhtes Differenzierungspotential, andererseits bietet dies auch ein längerer Ausdruck, der hier mit der Kombinatorik transparenter Morphe arbeitet.

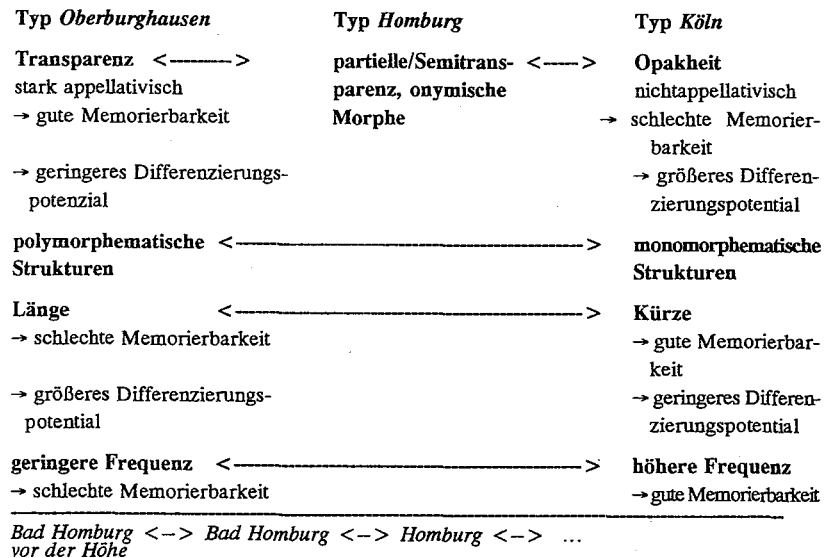


Abbildung 2: Der Eigenname im Spannungsverhältnis unterschiedlicher Optimierungsparameter

Es besteht also ein komplizierter Balanceakt zwischen unterschiedlichen Interessen. Daher ergeben sich auf die Frage nach dem idealen Eigennamen mehrere Kompromisslösungen: In gewisser Hinsicht am besten dürften kurze Eigennamen bei gleichzeitig partieller Transparenz sein: Entgegen dem Eindruck von Abbildung 2 müssen kurze Eigennamen nicht zwingend jegliche Anbindung an die Appellative verlieren; doch kann sich mangels Differenzierungsmöglichkeiten nur ein ganz kleiner Eigennamenbestand dieses Optimum leisten: *Ulm*, *Weiden*. Die Mehrheit der Eigennamen bewegt sich im Mittelfeld des Skalenbündels, das heißt im Bereich der partiellen Transparenz, der Semitransparenz und/oder der onymischen Morphe (-ingen). Mit Sicherheit kann gesagt werden, dass die Koppelung von Länge und Opakheit (Typ *Tolsterglope*) kein Eigennamenideal darstellt.

Dieses Wechselspiel lässt sich oft sogar an ein und demselben Eigennamen dokumentieren: *Homburg* ist der geläufigste Name einer Kurstadt vor dem Taunus (zweigliedriger, semitransparenter Typ). Daneben ist *Bad Homburg* die offiziellere Bezeichnung, nach der es auch alphabetisch eingeordnet wird und die vor Verwechslung mit dem homonymen *Homburg Saar* schützt. Die Maximalform ist schließlich *Bad Homburg vor der Höhe* (nämlich dem Taunus), abgekürzt <Bad Homburg v d Höhe> (bei Eigennamen oft keine Abkürzungspunkte im Gegensatz zur Abkürzungstechnik bei Appellativen), die hochgradig distinktiv ist, ein Höchstmaß an (motivierter) Appellativik enthält, damit polymorphematisch und äußerst lang ist (sieben Silben im Gegensatz zu sonst zwei). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Einwohner selbst eine ganz am rechten Pol von Abbildung 2 anzusiedelnde opake Kurzform verwenden.

V. Unterschiedliche Startbedingungen: Deutsche vs. nichtdeutsche Ausgangsbasis

Bisher wurde davon ausgegangen, dass sämtliche Eigennamen auf Appellative zurückgehen. Dies ist prinzipiell auch richtig, doch in folgender Hinsicht zu modifizieren: Durch Migrationen (und generell Kontakte über Sprachgrenzen hinweg) kann sich das sprachliche Bezugssystem verändern: Germanische Einwanderer, die langfristig ihre Sprache durchgesetzt haben, übernahmen keltische, lateinische oder slawische Toponyme, die für die keltische (beziehungsweise römische oder slawische) Vorbevölkerung durchaus (zumindest teilweise) transparent waren. Die Sprecher des Althochdeutschen sahen sich also auf einmal mit einer Vielzahl opaker und überdies relativ

langer Fremdtoponyme konfrontiert. Speziell für Toponyme gilt, dass sich deren Referenzobjekte durch extreme Stabilität auszeichnen (Gewässer, Gebirge, auch Siedlungen) und dass sie meist von den Einwanderern übernommen werden. Betrachtet man die opaken und kurzen Städtenamen *Köln*, *Worms*, *Bonn* etc., so sind diese durchgehend römischen (lat. *Colonia Agrippinensis* > mhd. *Kölne* > *Köln*) oder keltischen Ursprungs (kelt. *Borbetomagus* 'Feld am Fluss Borbeta' → lat. (9. Jh.) *Wormacia* > *Worms*; kelt. *Bona* 'Burg' > *Bonna* > *Bonn*). Das Deutsche hat also die Vorteile der opaken, nichtdeutschen Toponyme (d.h. die Distanz zur Appellativik) genutzt und den Nachteil der (oft beträchtlichen) Wortlänge durch drastische Reduktionen beseitigt – wenn nicht durch volksetymologische Umbildungen sekundäre Transparenz geschaffen wurde (siehe Kap. VI.2.). Neuerrichtete Siedlungen erhielten natürlich deutsche Bezeichnungen, und diese begannen bei voller Motivation (und damit Transparenz) – es sei denn, dass sie (was häufig der Fall ist) andere Propria enthielten: Namen der Siedlungsgründer (*Gundolf-ingen* > *Gundelfingen*) oder andere Toponyme (*Rheinhausen*). In den beiden letztgenannten Fällen besteht bereits von Anfang an ein klarer Abstand zur Appellativik. Die ausschließlich auf deutschen Etyma basierenden (semi-)transparenten Städtenamen sind jedoch im Gegensatz zu den ursprünglich keltischen und lateinischen Eigennamen durchweg länger (geblieben), das heißt, möglicherweise hat deren partielle Anbindung an die Appellativik Reduktionen verhindert oder zumindest verzögert. Möglicherweise ist es auch nur das geringere Alter der deutschen Ortsnamen, das entsprechende Reduktionen (noch) nicht ermöglicht hat. Es wäre eine interessante Aufgabe, einmal zu untersuchen, ob in Länge und Lautstruktur ähnliche Eigennamen im Fall von Opakheit schneller reduziert werden als im Fall von transparenten Strukturen¹⁵.

Im Fall der Familiennamen dominieren die deutschen Etyma, was mit ihrer viel späteren Herausbildung zusammenhängt. Anders als bei den Ortsnamen tritt zum Familiennamen der Rufname hinzu. Dennoch kommt es

¹⁵ Gebiete, in denen keine Substrateinwirkungen bestanden wie zum Beispiel in Skandinavien und hier insbesondere im relativ jung besiedelten Island, weisen denn auch deutlich mehr partiell, semi- bis voll transparente beziehungsweise sogar motivierte Toponyme auf. Diese sind gleichzeitig ziemlich umfangreich. Hier könnte eine kontrastive Analyse zu interessanten Ergebnissen und Erkenntnissen führen (Wie und in welchem Tempo geht der Dissoziationsprozess zwischen Appellativen und Eigennamen vorstatten? In welchem Maß wird in solchen Sprachen der Kontext, die Syntax, die Morphologie stärker funktionalisiert?).

hier häufig zu Mehrfachbenennungen, denen in akuten Fällen durch Übernahmen, Herkunftsangabe, Geburtsdaten und ähnliche Erweiterungen begegnet wird. Der Gehalt an Transparenz ist daher bei Familiennamen viel ausgeprägter als bei Ortsnamen (oder Rufnamen), und dies betrifft genau die am häufigsten verwendeten Familiennamen¹⁶: Die Ränge 1-13 sind ausschließlich mit (unterschiedlich transparenten) Berufsbezeichnungen belegt; zwischen Rang 14 (*Klein*) und Rang 34 (*Maier*) wechseln sich ebenfalls relativ transparente Übernahmen mit Berufsnamen ab¹⁷. Erst ab Rang 35 tauchen die ersten (tendenziell opakeren) Rufnamen (als Familiennamen) auf: *Werner* (35), *Peters* (36), *Walter* (37). Die wenig transparenten Gruppen der Herkunftsnamen und der ausländischen Familiennamen spielen bezüglich ihrer Gebrauchsfrequenz eine untergeordnete Rolle. Doch sei noch einmal betont, dass trotz der vielen appellativischen Strukturen in den Familiennamen der Abstand zur echten Appellativik weitgehend gewahrt ist. Tatsächliche Verwechslungsgefahr besteht in den seltensten Fällen (*Mann*, *Vater*, *Mutter*, *Koch*, *Schneider*).

VI. Wandel von Eigennamen

Erkenntnisse über das Eigennamenideal lassen sich am besten durch die Beobachtung von Eigennamenwandel gewinnen: Durch die Bewegungsrichtung wird das 'Ziel' erkennbar. Allerdings sind Eigennamen eher für ihren Konservatismus, ihre Starrheit, bekannt, doch ist auch dies als eine (indirekte) Form des Wandels zu bewerten. Anhand von vier Beispielen von Eigennamenwandel soll nun die Gültigkeit der postulierten Eigennamenideale überprüft werden.

1. Wandel durch Erstarrung: Dissoziation

Die prototypische Quelle von Eigennamen besteht in der Appellativik – falls nicht von Anfang an mit anderem onymischem Material gearbeitet wird. Die Proprialisierung eines Appellativs wird mit dem bloßen – abrupten – Übergang zur spezifischen Funktion der Monoreferentialität vollzogen, das heißt, qua Funktionswandel mutiert das Appellativ zum Eigennamen. In Anbe-

¹⁶ Zahlen nach H. Walther, *Der Sprachdienst* 21 (1977) S. 145-150.

¹⁷ Allerdings ist zu bedenken, dass unterschiedliche Schreibweisen unterschieden wurden, das heißt <Maier> neben drei weiteren Schreibvarianten ist von Rang 1 bis 34 viermal vertreten. Doch ändert dies nichts an den prinzipiellen Verhältnissen (siehe Tabelle 3 in H. Walther, *Der Sprachdienst* 21 (1977) S. 145-150.

tracht dieses wichtigen Funktionsunterschieds besteht ein dringender Bedarf an dessen formaler Markierung. Während die inhaltlich-funktionale Proprialisierung¹⁸ abrupt vor sich geht, erstreckt sich die formale Dissoziation¹⁹ über eine lange, kontinuierliche Skala (siehe Abbildung 3). Da das semantische Potential beim Eigennamen gerade neutralisiert wird – es gibt keine wahren oder falschen Eigennamen (siehe *Düsseldorf* zur Bezeichnung einer Großstadt oder *Frau Braun/Schwarz(kopf)* zur Bezeichnung einer blonden Frau) – löst er sich aus seiner bisherigen Wortfamilie beziehungsweise vollzieht Veränderungen in der Wortfamilie nicht mit. Ein Appellativ bleibt dagegen stärker in Wortfeld und Wortfamilie verankert und verändert sich in der Regel mit, wenn hier Verschiebungen, neue Konstellationen beziehungsweise Innovationen eintreten. Durch die höhere Veränderungsanfälligkeit des Appellativs entfernt sich dieses vom sich zunehmend (passiv) isolierenden Eigennamen (siehe zum Beispiel *Luxemburg* beziehungsweise *Lëtzebuerg* zu mhd. *lützel* 'klein, wenig'; *Litfaß*, *Leitgeb* zu mhd. *lit* 'Obstwein'; *Hilde* < ahd. *hiltia* 'Kampf'). Wie aus der Liste der Dissoziationen in Kap. III.1. unter Typ (3) hervorgeht, wird hier der Eigename in prosodischer, phonologischer, morphologischer, syntaktischer und graphischer Hinsicht vom restlichen Wortschatz abgekoppelt. Als Gesamtbilanz ist der 'erwünschte' Effekt der ausdrucksseitigen Dissoziation zu verzeichnen.

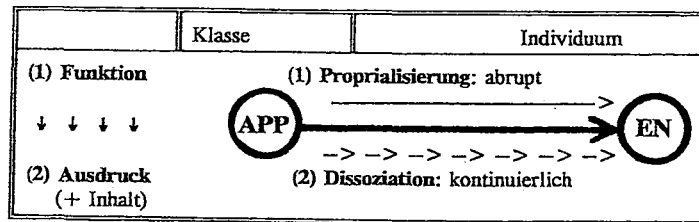


Abbildung 3: Proprialisierung und Dissoziation

¹⁸ O. Höfler, in: Festschrift für Dietrich Kralik, S. 28, spricht hier vom "onomatologische[n] Dissoziationsgesetz".

¹⁹ F. Debus, in: H.P. Althaus et al. (Hgg.), *Lexikon der Germanistischen Linguistik*, I, S. 187-198, spricht hier von Differenzierung, H. Kalverkämper, *Textlinguistik der Eigennamen*, von Divergenz, Exklusion und Dehomophonisierung.

Der Dissoziationsprozess vollzieht sich zwar primär auf der formalen Ebene, da der Eigename prinzipiell ohne Bedeutung ist. Dennoch enthält das Proprium vorerst ein ererbtes Bedeutungspotential, das ja auch in Sprachspielen, Rätseln, der Literatur etc. (re)aktiviert werden kann, das heißt, die lexikalische Bedeutung wird nicht auf einen Schlag ausgeblendet. Hier kann dann das Appellativ eine Art semantische Dissoziation leisten, indem es im Gegensatz zum Proprium Bedeutungswandel vollzieht, zum Beispiel in Form von Bedeutungsverengung: mhd. *burc* 'Burg, Stadt, Schloss' > nhd. *Burg* 'Burg'. Das Proprium springt hierdurch (auf unserer Eigennamentypen-Skala unter III.1.) von Typ (1) 'Motivation' zu Typ (2) 'Transparenz' beziehungsweise es wird genau genommen – passiv – dorthin befördert (daher Einklammerung von 'Inhalt' in Abbildung 3). Wie bei der formalen handelt es sich auch bei dieser semantischen Dissoziation um einen kontinuierlich-graduell verlaufenden Prozess.

Umgekehrt besteht auch eine gewisse propriale Eigenentwicklung und -dynamik darin, dass beim Erstarrungsprozess bestimmte Numerus- und/oder oblique Kasusendungen zum festen Eigennamenbestandteil verwachsen (siehe zum Beispiel die Ortsnamen-Endglieder *-kirchen* vs. das Appellativ *Kirche*, *-hausen* vs. *Haus/Häuser*, *-hofen* vs. *Hof/Höfe*). Auch ursprünglich präponierte Artikel und/oder Präpositionen werden oft zum Eigennamen geschlagen, was ebenfalls eine Entfernung des Eigennamens vom entsprechenden Appellativ bewirkt: *Mohorn* < *vom Ohorn* 'vom Ahorn', *Bloh* < *bi Loh* 'bei dem Wald', *Zwerckendorf* < *ze Werckendorf*, *Vomstein*, *Andermatt* (siehe Typ 3 unter III.1.).

Auf die Ausgangsfrage nach den Idealen des Eigennamens ist festzustellen, dass der Eigename jegliche ausdrucksseitige Distanzierung zum entsprechenden Appellativ wahrnimmt (indem er das Appellativ von sich entfernen lässt) und nicht etwa vom Prinzip der Analogie Gebrauch macht. Damit kann totale Transparenz (und erst recht Motivation) als Ziel ausgeschlossen werden.

2. Sekundäre Schaffung von Transparenz: Volksetymologie

Ein in seinem Ausmaß sicherlich weit unterschätzter Eigennamen-Wandel vollzieht sich in der sogenannten Volksetymologie, die auch sekundäre

Motivierung genannt wird²⁰. Dabei bedeutet Motivierung hier keinesfalls, dass der Eigenname eine adäquatere Beschreibung seines Referenzobjekts, das heißt Motivation in unserem Sinn, anstrebt. Vielmehr werden bei opaken Eigennamen sekundär transparente Strukturen um ihrer selbst willen eingeführt. Der Eigenname lässt sich also wieder ein Stück weit mit appellativen Strukturen verbinden, das heißt, es wird schlichtweg vermehrte Transparenz geschaffen. Durch diese rein formale 'Relexikalisierung' erfolgt auch eine Resegmentierung, das heißt, es entstehen polymorphematische Strukturen und unter Umständen gleichzeitig auch ein längerer Ausdruck. Der (opake) Eigenname springt also in eine typologisch (doch faktisch nie je so dagewesene) frühere Entwicklungsstufe (der Transparenz) zurück. Bekanntestes Beispiel dürfte it. *Milano* sein, das im Deutschen lautgesetzlich zu **Milan* und **Mailan* wurde und dann volksetymologisch zu *Mai-land* erweitert und segmentiert wurde. Selbstverständlich bietet die mögliche Vorstellung 'Land, wo immer Mai ist' keine Beschreibungshilfe zur Identifikation der Stadt *Mailand*. Ebenso geht die Insel nhd. *Hiddensee* auf dän. *Hiddens-ø* 'Hiddens-insel' zurück, *Plattensee* auf slav. *blato* 'See', nhd. *Sauerland* auf *Suderland*, *Venusberg* auf *Vennsberg* (zu ahd. *fenni* 'Sumpf'), die Stadt *Lieblös* auf den (im Genitiv stehenden) Personennamen *Liobalah*, *Weinsheim* auf *Wigmundsheim*, *Meerholz* auf *Mërold*, *Altmühl* auf *Alchmuna* (vordeutscher, vermutlich keltischer Flussname) und so weiter²¹. Selbst onymische Suffixe wie *-ing(en)* oder *-a* werden auf diese Weise geschaffen: *Rellingen* ← *in Reinlage*, *Ording* ← *in Urden*; *Heida* ← *Heide* und *Wiesa* ← *Wiese* nach Ortsnamen wie *Vechta*²². Die beliebig zu vermehrenden Beispiele beruhen oft auch auf sogenannten Beamtenetymologien, die durch die 'falsche' Verhochdeutschung dialektaler (das heißt für sie weitgehend opaker) Toponyme zustande kommen. Fest steht, dass in keinem Fall eine erhöhte Beschreibungsadäquatheit entsteht. M. Koch geht sogar so weit zu

²⁰ Sieh hierzu ausführlich H. Olschanski, *Volksetymologie*, und jüngst Th. Vennemann, BNF NF 34 (1999) S. 269-322, wo eine genaue Begriffsbestimmung von Volksetymologie vorgenommen wird und wo, was Volksetymologisierung bei Toponymen betrifft, von "Volkstoponomastik" (S. 287) gesprochen wird.

²¹ Zu diesen und weiteren Beispielen sieh F. Debus, in: W. Besch et al. (Hgg.), *Sprachgeschichte*, II, 2, S. 2096-2129; A. Bach, *Namenkunde*, II, §734, 2; H. Kaufmann, *Grundfragen*; M. Koch, BNF 14 (1963) S. 162-168; H. Olschanski, *Volksetymologie*; Th. Vennemann, BNF NF 34 (1999) S. 269-322.

²² Hierzu sieh W. Laur, in: E. Eichler et al. (Hgg.), *Namenforschung*, S. 610-616; H. Kalverkämper, *Textlinguistik*; R. Wimmer, *Der Eigenname im Deutschen*.

sagen, dass gerade der Mangel an Sinn das beste Indiz für eine volksetymologische Umbildung sei:

"Eben das Widersinnige und Ungereimte eines ON. [Ortsnamens] ist das beste Kennzeichen der Volksetymologie. Deren Wesen muß also woanders liegen als beim Sinngeben oder Sinngebenwollen"²³.

Vielmehr ist es die reine lautliche Ähnlichkeit zwischen Eigennameteilen und Appellativen (oder onymischen Suffixen), die diese Umbildung steuert:

"Sie [die Volksetymologie] ist kein bedeutungsmäßiger, sondern ein rein äußerlicher Vorgang. Sie ist eine sprachtechnische, genauer: mnemotechnische Erleichterung, indem eben Namen, die aus geläufigen Wortformen bestehen, gedächtnismäßig ungleich leichter zu behalten sind als isolierte, anderweitig nicht verwendete und weiter nicht bekannte Laut- und Wortgebilde"²⁴.

Aufschlussreich ist, dass einsilbige beziehungsweise kurze opake Eigennamen seltener volksetymologischen Umbildungen unterzogen zu werden scheinen. Auch unsere Beispiele zeigen, dass die opake Vorlage immer mehrsilbig ist. Dies bestätigt die oben beschriebenen präferierten Koppelungen von Opakheit und Kürze beziehungsweise von Transparenz und Länge.

Dass die Volksetymologie ihre Hauptdomäne bei den Toponymen hat, ist mit dem Höchstgrad an Opakheit verbunden, die diese meist viel älteren und oft aus anderen Sprachen übernommenen Eigennamen gegenüber den jüngeren Anthroponymen (und anderen Eigennamentypen) auszeichnet²⁵. Doch sind auch bei Familiennamen solche Transparenzbestrebungen zu verzeichnen, besonders bei fremdsprachigen (tschech. *kosmaly* → *Kußmaul*) oder dialektalen (*Pankraz* → *Baumkratz*, *Wallraff* → *Wohlrabe*)²⁶.

3. Transparenz als Prinzip und produktives Muster: Die schwedischen Familiennamen vom Typ *Stenkvist* 'Steinzweig'

Ein Beispiel für den Zusammenbruch oder zumindest für die Defizienz eines tradierten Familiennamensystems liefert Schweden: Als Ende des 19. Jahr-

²³ M. Koch, BNF 14 (1963) S. 165.

²⁴ M. Koch, BNF 14 (1963) S. 166.

²⁵ Sieh auch Th. Vennemann, BNF NF 34 (1999) S. 305, der bei der etymologischen Erschließung von Ortsnamen fordert, Anbindungen an die deutsche Lexik möglichst gerade zu vermeiden, da dies "volksetymologischen Wildwuchs verursacht". Vielmehr sind "ältere Sprachen bei der Ortsnamendeutung prinzipiell stärker zu berücksichtigen [...]" (S. 304f.), desgleichen auch außersprachliche Faktoren.

²⁶ Aus K. Kunze, *Namenkunde*, S. 183.

hunderts die bis dato produktiven Patronyme zu festen Familiennamen erstarrten, entstand für die Schweden das Problem, mit extrem wenigen Familiennamen auf *-son* auszukommen. Wegen ausgeprägter Vornamenmoden verringerte sich die Vornamenvarianz, was sich dann in den Patronymen niederschlug²⁷. Noch heute (nach einer Statistik von 1973) teilen sich 20% aller Schwedinnen und Schweden die fünf Familiennamen *Johansson*, *Andersson*, *Karlsson*, *Nilsson* und *Eriksson*. Seit den zwanziger Jahren kann man in Schweden ohne größeren bürokratischen und finanziellen Aufwand seinen alten, wenig differenzierenden *son*-Namen gegen einen neuen, selbst wählbaren Familiennamen eintauschen. Eindeutig favorisiert werden dabei die sogenannten zweigliedrigen Naturnamen vom Typ *Lindgren* 'Lindenast', *Lindström* 'Lindenfluss', *Stenkvist* 'Steinzweig' oder *Skoglund* 'Waldhain'. Wie die wörtlichen Übersetzungen zeigen, sind jeweils beide Glieder transparent, doch – und dies ist entscheidend – in den wenigsten Fällen motivierbar – was soll ein Steinzweig, was ein Waldhain sein? Die Selektionsbeschränkungen innerhalb dieser formalen Komposita sind stark herabgesetzt, das heißt, es kann fast alles mit allem kombiniert werden – vorausgesetzt, es handelt sich um Naturbegriffe im weitesten Sinn. Meist sind die Einzelglieder einsilbig; dies führt zu insgesamt zweisilbigen Familiennamenkomposita. Ebenso ist durch das Ausbleiben von Assimilationen die Segmentierbarkeit beider Bestandteile gewährleistet, was durch die Zuweisung des sogenannten Akzents 2 unterstützt wird. Nur gelegentlich sind Opakisierungen oder Heterographien zu verzeichnen, das heißt, das Entstehen nur partiell transparenter Strukturen. Das mehr oder weniger freie Kombinationsprinzip sorgt für ein immenses Inventar maximal distinktiver und relativ kurzer Formen. Alle diese Vorteile erklären die große Popularität dieses neuen und mittlerweile (neben den *son*-Namen) bereits prototypischen schwedischen Familiennamens²⁸.

4. Schaffung neuer Eigennamen: Produktnamen

Während sich die bisherigen Eigennamentypen nur innerhalb mehr oder weniger stark festgelegter Grenzen optimieren können, stehen wir bei den Produktnamen vor der Situation der freien Benennung neu geschaffener

²⁷ Hierzu sieh T. Andersson, *Nysvenska studier* 15/16 (1979/80) S. 385-400.

²⁸ Hierzu sieh ausführlich D. Nübling, *BNF NF* 32 (1997) S. 141-173; D. Nübling, in: T. Birkmann et al. (Hgg.), *Studien zur vergleichenden germanischen Philologie*, S. 213-229.

Objekte: Konsumartikel jeglicher Art müssen mit neuen Namen belegt werden. Allerdings liegen dem Produktnamen andere Gebrauchsbedingungen und Funktionen als anderen Eigennamen zugrunde: Er muss anpreisen, zum Kauf anregen, gut klingen, möglicherweise auch überzeugen und vor allem gut memorierbar sein. Informationen über das Produkt beziehungsweise dessen positive Wirkung dürfen durchaus enthalten sein, doch nicht zu offensichtlich (daher selten der motivierte Typ *Staubblitz*). Wie E. Ronneberger-Sibold²⁹ zu entnehmen ist, bewegt sich auch der prototypische Produktnamen³⁰ im Bereich der partiellen Transparenz. Dabei wird stark von sogenannten Submorphem wie zum Beispiel *-ella* Gebrauch gemacht, das den Produktnamen eindeutig als solchen ausweist und außerdem – durch den italienischen Anklang – angenehme und exotische Assoziationen weckt: *Weißbella*, *Nutella*, *Sanella* etc.³¹. Ähnlich den onymischen Suffixen handelt es sich hier überwiegend um Morphe, die sich oft an transparente Basen heften; diese können durchaus anderen (bekannteren) Sprachen entnommen sein: *Nut-* ~ engl. *nut* 'Nuss', *San-* ~ lat. *sanus* 'gesund'. Auch lautsymbolische und euphonische Gesichtspunkte spielen eine wichtige Rolle (*Mao-am*). Dagegen ist der volltransparente Typ (*Staubblitz*, *Rasengrün*) und der opake Typ (*Eduscho*, *Rowenta*) typenfrequentiell seltener vertreten. Das Ideal scheint hier bei zwei- bis dreisilbigen partiell transparenten und wohlklingenden Ausdrücken zu liegen, die oft mit typisch submorphischen Suffixen abschließen. Besonders die schwedischen Familiennamen und die (deutschen) Produktnamen liefern Evidenz für die Erwünschtheit von partieller Transparenz (ohne potentielle Motivation), da beide Eigennamentypen jung sind und der Kreativität beziehungsweise dem freien Zugriff der Sprachbenutzer unterliegen.

VII. Zusammenfassung

Wie jede Wortart versieht auch der Eigenname ganz spezifische Funktionen, die ihrerseits charakteristische, funktionsadäquate Eigennamenstrukturen bewirken. Der Vergleich mit dem Appellativ hat ergeben, dass Eigenname

²⁹ In: K. Teržan-Kopecky (Hg.), *Sammelband des II. Internationalen Symposiums zur Natürlichkeitstheorie*, S. 215-229.

³⁰ E. Ronneberger-Sibold spricht hier von Handelsnamen, worunter sie Produkt-, Firmen- und ähnliche Namen subsumiert.

³¹ Man vergleiche dazu F. Schmöe, *Italianismen im Gegenwartsdeutschen*, S. 485 u.ö.

und Appellativ meist auf mehreren Ebenen voneinander abweichen (zum Beispiel prosodisch, phonologisch, graphisch, morphologisch, syntaktisch). Dabei kann sich das Appellativ diachron vom Eigennamen fortentwickeln oder umgekehrt der Eigename vom Appellativ (oder beides gleichzeitig). Dass es tatsächlich Eigennamenideale wie partielle Transparenz und Ausdruckskürze gibt und diese auch offensichtlich angestrebt werden, haben die vier Beispiele von Eigennamenwandel demonstriert: Die Dissoziation, das heißt, die sukzessive formale Auseinanderentwicklung von Appellativ und Eigename, das häufige Wirken von Volksetymologie besonders bei Toponymen, das Beispiel der mehr oder weniger frei kreierbaren schwedischen Familiennamen und die Schaffung von Produktnamen. Aufgrund der unterschiedlichen Anforderungen an den Eigennamen (zum Beispiel maximale Differenzierung und damit Einmaligkeit und Abweichung von lexikalischen Strukturen, doch auch Memorierbarkeit und damit Anbindung an lexikalische Strukturen, gute Aussprechbarkeit und Kürze) lässt sich der 'ideale Eigename' am ehesten negativ beschreiben: Er sollte weder vollmotiviert beziehungsweise motivierbar sein noch vollkommen opak, letzteres vor allem dann nicht, wenn die Opakheit mit Ausdruckslänge und geringer Frequenz verbunden ist.

Literaturverzeichnis

- T. *Andersson*, Svenska släktnamn i går, i dag – i morgon?, Nysvenska studier 15/16 (1979/80) S. 385-400
- A. *Bach*, Deutsche Namenkunde I und II. Heidelberg 1953
- Das Örtliche* 1995/96 für Freiburg (Telefonbuch), Freiburg
- Das Postleitzahlenbuch*, Postdienst Deutsche Bundespost
- F. *Debus*, Onomastik, in: H.P. Althaus et al. (Hgg.), Lexikon der Germanistischen Linguistik, I, Tübingen 1980, S. 187-198
- F. *Debus* – H.-G. *Schmitz*, Geschichte und Typen deutscher Orts- und Landschaftsnamen, in: W. Besch et al. (Hgg.), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, II,2, Berlin/New York 1985, S. 2096-2129
- W. *Fleischer*, Zum Verhältnis von Name und Appellativum im Deutschen, Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Leipzig (= WZUL) 13 (1964) S. 369-378
- W. *Fleischer*, Die deutschen Personennamen, Berlin 1968

- W. *Fleischer*, Onomastische Strukturen in der deutschen Sprache der Gegenwart, in: Onomastica Slavogermanica V, Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Klasse 62, Heft 2, Berlin 1970, S. 35-44
- W. *Fleischer* – I. *Barz*, Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen 1992
- R. *Harweg*, Genuine Gattungseigennamen, in: H. Seiler (Hg.), Allgemeine Sprachwissenschaft, XXX 1983, S. 157-171
- O. *Höfler*, Über die Grenzen semasiologischer Personennamenforschung, in: Festschrift für Dietrich Kralik, 1954, S. 26-53
- H. *Kalverkämper*, Textlinguistik der Eigennamen, Stuttgart 1978
- H. *Kaufmann*, Grundfragen der Namenkunde, München 1972
- M. *Koch*, Volksetymologie und ihre Zusammenhänge, BNF 14 (1963) S. 162-168
- G. *Koß*, Über Lernen und Vergessen von Eigennamen, Lili 17, Heft 65 (1987) S. 24-37
- G. *Koß*, Namenforschung. Eine Einführung in die Onomastik, Tübingen 1990
- K. *Kunze*, Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet, dtv-Atlas, 2.A. München 1999
- W. *Laur*, Wortgeschichte einzelner Namen und Namentypen, in: E. Eichler et al. (Hg.), Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik, Berlin/New York 1995, S. 610-616
- O. *Leys*, Der Eigename in seinem formalen Verhältnis zum Appellativ, BNF NF 1 (1966) S. 113-123
- A. *Mengel*, Eine neue Erscheinungsform der Majuskel, in: M. Kohrt – K. Robering (Hgg.), Vom Buchstaben zum Text. Arbeitspapiere zur Linguistik 27, Berlin 1992, S. 19-33
- D. *Nübling*, Deutsch-schwedische Divergenzen in Entstehung und Struktur der Familiennamen. Ein Beitrag zur kontrastiven Onomastik, BNF NF 32 (1997) S. 141-173
- D. *Nübling*, Reglementierte Kreativität bei der Schaffung neuer Familiennamen: Zu den Prinzipien von Namenwahl und Namenwandel in Schweden, in: T. Birkmann et al. (Hgg.), Studien zur vergleichenden germanischen Philologie, Tübingen 1997, S. 213-229
- D. *Nübling*, The semiotic and morphological structure of German toponyms. Different strategies to indicate propriality, in: U. Doleschal – A. Thornton, Extragrammatical and Marginal Morphology, LINCUM Europa, Unterschleißheim (im Druck)
- H. *Olschanski*, Volksetymologie, Tübingen 1996
- E. *Ronneberger-Sibold*, Wortschöpfung im Deutschen: Zur morphologischen und phonologischen Struktur deutscher Handelsnamen, in: K. Teržan-Kopeccky (Hg.), Sammelband des II. Internationalen Symposiums zur Natürlichkeitstheorie 23. bis 25. Mai 1996, Maribor 1998, S. 215-229
- F. *Schmoe*, Italianismen im Gegenwartsdeutschen unter besonderer Berücksichtigung der Entlehnungen nach 1950, Dr. Rabes Doktorhüte, I, Bamberg 1998
- W. *Seibicke*, Die Personennamen im Deutschen, Berlin/New York 1982
- Th. *Vennemann*, Volksetymologie und Ortsnamenforschung. Begriffsbestimmung und Anwendung auf ausgewählte, überwiegend bayerische Toponyme, BNF NF 34 (1999) S. 269-322
- H. *Walther*, Jeder hundertste heißt Müller, Der Sprachdienst 21 (1977) S. 145-150
- O. *Werner*, Appellativa – Nomina propria. Wie kann man mit einem begrenzten Vokabular über unbegrenzt viele Gegenstände sprechen?, in: L. Heilmann (Hg.), Proceedings of the 11th Int. Congress of Linguistics 1972, II, Bologna 1974, S. 171-187
- O. *Werner*, Pragmatik der Eigennamen, in: E. Eichler et al. (Hgg.), Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik, Berlin/New York 1995, S. 476-484